

Er erscheint jeden Montag nachmittags 5 Uhr für den folgenden Tag.  
 Anzeigen-Entnahme erfolgt bis mittags 2 Uhr.  
 Inserate zu 2 Pf. die 6-gelb. Zeile 20 Bl., kleine Anzeigen 15 Pf.,  
 die Restamegele 50 Pf. Für die Aufnahme an bestimmter Stelle wird keine  
 Garantie übernommen. Annahmestellen: letzte Seite.

**Sächsische**

Bezugsgebühren:  
 durch die Post bezogen . . . . . 1.50  
 bezgl. Zeit ins Haus geliefert . . . . . 2.25  
 durch Boten frei ins Haus geliefert . . . . . 2.—  
 bei Abholung in der Expedition . . . . . 1.60

Monatlich . . . . . 1.50  
 3 Monate . . . . . 4.50  
 6 Monate . . . . . 8.50  
 1 Jahr . . . . . 16.50

# Dorfzeitung und Elbgaupresse

**Amtsblatt** für die Kgl. Amtshauptmannschaften Dresden-Altstadt u. -Neustadt, das Kgl. Amtsgericht Dresden,  
 für die Kgl. Superintendentur Dresden II, die Kgl. Forstrentämter Dresden, Moritzburg und  
 für die Gemeinden: Laubegast, Colkwitz, Dobritz, Wachwitz, Niederpoyritz, Hosterwitz, Pillnitz, Leubnitz-Neuostra und Cossebaude.  
**Publikations-Organ und Lokal-Anzeiger** für Blasewitz, Loschwitz, Rochwitz, Weisser Hirsch, Bühlau, die Lössnitzgemeinden, Dresden-Striesen und Neugruna.

Redaktion: Dresden Nr. 809. Beilagen: „Illustriertes Unterhaltungsblatt“ \* „Nach Feierabend“ \* „Haus- und Gartenwirtschaft“ \* „Fremden-Liste“.  
 Druck und Verlag: Elbgau-Buchdruckerei und Verlagsanstalt Hermann Beyer & Co., Blasewitz; verantw.: Witz v. Dittlar, Blasewitz. Telegramm-Adresse: Elbgaupresse Blasewitz.

Nr. 121.

Dienstag, den 28. Mai 1907.

69. Jahrg.

Redaktionschluss: 3 Uhr Mittags.  
 Sprechstunde der Redaktion: 5-6 Uhr Nachmittags.

## Neueste Ereignisse.

Im Prozeß Böplau lehnte der Reichskanzler sein Erscheinen als Zeuge ab, da nicht angegeben sei, worüber er aussagen solle. Der Reichstagsabgeordnete Erzberger wurde unbeeidigt vernommen.

Die neu ernannten Gouverneure und verschiedene andere Beamte des Kolonialamts werden heute vom Kaiser in Potsdam empfangen.

Der Streik der Hamburger Seeleute hat nun auch auf Bremen und Bremerhaven übergegriffen.

In vielen Orten Persiens sind Aufstände und Kundgebungen gegen den Schah ins Werk gesetzt worden, weil das Parlament erklärte, es halte ihn für den Anstifter verschiedener Unruhen.

## Pflichten der Großstädte.

Auf einem sozialen Kongreß zu Straßburg i. E. äußerte sich der bekannte Sozialpolitiker Professor Adolf Wagner recht abfällig über die Stadt Berlin, die er als sozial rückständig bezeichnete. Was von Berlin gesagt wurde, mag für manche andere große Stadt mehr oder minder ebenfalls zutreffen.

Mit viel Geist und mit viel Sachkunde ist in Straßburg gesprochen worden. Wer die Verhandlungen mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, der hat sich über manches belehren können. Die wertvollste Frucht der Belehrung war vielleicht die Erkenntnis, daß auch das soziale Gebiet keine Ausnahme bildet von der allgemeinen Regel des allgemeinen Wandels. Hier so wenig wie auf irgend einem anderen wissenschaftlichen Felde gibt es — einstweilen — eine absolute Wahrheit. Was gestern dafür galt, hat einen früher für Wahrheit gehaltenen Irrtum verdrängt, und

die Wahrheit von gestern ist uns heute Irrtum. Nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß das Erkenntnisvermögen des heutigen Geschlechts das aller früheren soweit übertrage, daß wir sicher sein dürften, nunmehr den Stein der Weisen gefunden zu haben. Wir haben ihn nicht gefunden, wir irren ebenso, wie es die Gelehrten haben, die vor uns gewesen sind. Die Wahrheit, die absolute Wahrheit ist uns verschlossen. — Das klingt pessimistisch; denn man kann daraus heraushören, daß wir zu ewigem Irrtum verurteilt wären. Doch das hieße, die Dinge durch eine trübe Brille sehen. Wir sind nicht zu ewigen Irrtümern verurteilt, sondern wir sind mit ewigem Suchen und Streben nach Wahrheit begnadet. Wir forschen nach dem letzten Grund der Dinge, und unserem Mühen bieten sich immer neue Schätze an Einsicht als Lohn. Daß jeder nächste Einheitsfall als der schönste erscheint, ist gewiß nicht dazu angetan, uns mit Betrübniß zu erfüllen. Wir gewinnen daraus im Gegenteil immer frische Kraft, die wir im Dienste der Menschheit und ihres Fortschritts nützen. Wir leben in der Endlichkeit; und wenn wir auch die Ewigkeit immer vor Augen haben sollten, so ist es doch unsere Pflicht, uns der Endlichkeit für uns und unsere Mitmenschen sorgend zu widmen.

In Straßburg hat man das in geistvoller und großzügiger Weise getan. Ein Gegenstand, der freilich fast nur gestreift wurde, ist ganz besonders angetan, anregend und fruchtbringend zu wirken. Man spricht von den Pflichten der Großstädte. Nun ist freilich der Kommunal-Sozialismus, eine Ergänzung des Staatssozialismus, kein neuer Gedanke. Seine Anfänge reichen weit zurück. Im Grunde ist schon jede städtische Wasserleitung eine kommunal-soziale Einrichtung. Alle hygienischen städtischen Vorrichtungen sind es. Aber selbst die kommunal-sozialen Einrichtungen im engeren Sinne haben bereits eine beträchtliche Vergangenheit. Nur der Einwand könnte erhoben werden, daß ihnen nicht der bewußte Wille der Fürsorge für die „Enterbten“, der Schaffung eines „Patrimoniums der Enterbten“, wie vor Jahren Herr Professor Adolf Wagner sich ausdrückte, zum Ausgangspunkt diene. Die Städte folgten im wesentlichen dem Beispiel des Staates, an den Staatssozialismus schloß sich der Stadtsozialis-

mus an, an die Verstaatlichung knüpfte sich die Verstaatlichung mancher Betriebe. Jetzt aber faßt man weiteres ins Auge. Für das Beleuchtungs- und Verkehrswesen sind sehr viele Städte die größten Auftraggeber und meist auch die größten Unternehmer und Arbeitgeber geworden. Als solche sind sie für ihre Betriebe ohne Konkurrenz, haben sie eine Monopolstellung, und dadurch sind sie den Rücksichten entriickt, die wirtschaftlich zwingende Kraft haben für jeden privaten Unternehmer. Sie können die Löhne mit einer gewissen Selbstständigkeit festsetzen, können die sonstigen Arbeitsbedingungen mit größerer Freiheit bestimmen, die Arbeitszeit, die Lohnstaffel, die Feriengewährung. Es ist durchaus nicht leicht, hier das richtige Maß zu finden. Wie mannigfaltig das Aufgabengebiet ist, mag man daraus erkennen, daß eine Stadt die Löhne für ihre Arbeiter nicht nach der durchschnittlichen Arbeitsleistung allein, sondern zugleich danach bemißt, ob der Arbeiter verheiratet ist, wieviel Kinder er hat und wie lange er bereits im Dienste der Stadt steht. Der Ausblick auf diese sozialen Aufgaben, die zur Zeit ebenjoviel soziale Rätsel sind, hat in manchen Städten, vor allem in der Weltstadt Berlin, die Stadtverwaltung zurückgeschreckt. In Berlin wollen die Leiter der Stadt vom Kommunalsozialismus recht wenig wissen. Sie haben nur sehr wenige von den Betrieben, die anderwärts bereits in den städtischen Aufgabengebiet und Verwaltungskreis einbezogen sind, in ihre Regie übernommen. Es bleibt nach wie vor möglichst viel dem privaten Unternehmertum überlassen, mit dem die Stadt Kontrakte schließt, ohne dabei auf die Arbeitsbedingungen irgend welchen Einfluß sich vorzubehalten. Prof. Adolf Wagner hat deshalb die Stadt Berlin die sozial rückständigste Stadt genannt. Der Vortwurf mag übertrieben sein — ganz ungerichtet ist er sicher nicht. Schon deshalb nicht, weil die Stadt Berlin als eine der reichsten Städte, und als die größte Stadt des Reichs die Pflicht hätte, bahnbrechend voranzugehen, ein nachahmenswürdiges Beispiel zu geben, sogar hier und da ein Experiment zu machen, das beweisende Kraft nur dann hat, wenn es in großem Stile ausgeführt wird. Das hat Berlin jedenfalls nicht getan, und das wäre seine Schuldigkeit gewesen, eine Schuld der Dankbarkeit nicht bloß, sondern recht eigentlich

## Kunst, Wissenschaft und Musik.

Eine neue Hölde.

„Tristan und Isolde“ erbringt den klaren Beweis für die oft bemerkte und doch so seltsame Tatsache, daß dem schaffenden Künstler häufig sein Werk unter den Händen wächst und in Wahrheit etwas ganz anderes wird als er beabsichtigt hat. Wenn irgend ein Künstler über seine Ziele und Absichten sich im Klaren gewesen ist, so war es Richard Wagner, und doch hat er gerade bei „Tristan und Isolde“ erfahren müssen, daß der frei schaffende Genius des großen Künstlers sogar von dessen eigenem Willen unabhängig wirkt. Wir wissen aus Wagners Schriften, daß der Meister, da er an der Möglichkeit einer würdigen Aufführung seines „Ring des Nibelungen“ verzweifelte, den Theatern mit „Tristan und Isolde“ ein leichter auszuführendes Werk bieten wollte. Aber wir wissen aus den Briefen an Mathilde Besondere seit kurzer Zeit auch, daß Wagner dieses Werk unter den heftigsten Stürmen jener selig-unseligen Liebe zu Mathilde schuf, daß er in diesem Musikdrama sein Verhältnis zu ihr mit aller Kraft wahrer Künstlerkraft verklärte, so daß „Tristan und Isolde“ einerseits eine innere Befreiung für den Künstler bedeutete, andererseits aber im wahrsten Sinne des Wortes in jeder Note mit seinem Herzblut geschrieben ist. So wuchs denn dieses Werk, das der Komponist als ein leicht ausführbares Stück und gleichsam als ein Intermezzo zwischen seinen großen Arbeiten betrachtet wissen wollte, ihm selbst unbewußt zu einer Riesenschöpfung empor, zu dem Hohenlied der leidvoll-süßen Liebe; zu einem persönlichen Bekenntnis von wunderreichtester Schönheit, zu einem Musikdrama, in welchem die Künstlerseele ihre tiefsten Tiefen enthüllt und eine Tonsprache findet, die unerreicht an Innigkeit, Feinheit, Zartheit und Kraft dasteht und für alle Zeiten als ragendes Denkmal derjenigen Kunst gelten wird, welche die feinsten Schwingungen der Menschenseele, die geheimsten Regungen des Herzens in Tönen zu künden weiß. Dieses Werk ist gerade-

zu ein Stück Kultur geworden: mit ihm sich auseinandersehen muß jeder Gebildete, und in seine unermessliche Schönheit findet nur derjenige den Weg, der dies „traurige Stück“ selbst erlebt.

Darin liegt aber gerade die große Schwierigkeit, welche sich den Darstellern der beiden Hauptpartien bietet: nur die restlose Hingabe der ausführenden Künstler an ihre Aufgabe kann hier zum Ziele führen. Jede Pose, alles Theatermäßige wirkt in diesem Falle abstoßend und stimmungstödtend, mit bloßem Stimmenaustausch und Bühnenroutine ist es hier nicht getan, sondern nur wahre Größe der Empfindung, völlige Vertiefung in die künstlerische Aufgabe vermag allein den Anforderungen dieses Werkes gerecht zu werden. Dazu kommt noch, daß die beiden Hauptrollen von der stimmlichen Kraft und Ausdauer ihrer Vertreter so ziemlich das Höchste verlangen, was denkbar ist.

Wir haben in Frau Wittich eine ständige Hölde, über deren außergewöhnliche stimmliche Eignung kein Zweifel bestehen kann, wenn schon das innere Erleben gerade dieser Rolle nicht ihre Sache ist! Aber man weiß, daß Frau Wittich auswärts mehr singt als in Dresden, daß sie hier oft monatelang auf dem Zettel steht und daß sie, wenn ihr Auftreten wirklich einmal wieder angekündigt ist, häufig wieder absagt. Diese Umstände machen das Engagement einer neuen Kraft, welche neben Frau Wittich die Brunnhilden und die Hölde zu singen vermag, zu einer nicht mehr zu umgehenden Notwendigkeit, und als Bewerberin um diesen Posten stellte sich am Sonnabend als Hölde Fräulein Zoder vom Stadttheater in Zürich vor. Der Erfolg war im Ganzen hoch erfreulich, denn die Gastin wußte vom Anfang bis zum Schluß als selbständige Persönlichkeit von eigener künstlerischer Auffassung die Aufmerksamkeit der Hörer zu fesseln. Die Stimme des Fr. Zoder ist in der Tiefe ausgiebig und in der Höhe von echter Heroinkraft, nur die Mittellage steht wesentlich zurück. Hier klingt der Ton resonanzlos und flach, weil er noch nicht vorgebracht wird, sondern hinken in der Kehle

stecken bleibt. Dieses auffällige Zurücktreten der Mittellage wirkte zunächst bestrebend; übrigens ist es möglicherweise zum Teil auf eine Indisposition der Sängerin zurückzuführen, welche im Verlaufe des Abends Töne von hoher Kraft und Schönheit fand und den schmerzlichen, etwas spröden Charakter ihres Organs besonders im zweiten Akte höchst glücklich besiegte. Jedenfalls klingt Leben und Seele in dieser Stimme. Darstellerisch war die Leistung des Fr. Zoder hochbedeutend. Schon die wunderbar deutliche Textaussprache, die sogar in dem leidenschaftlichen ersten Akte fast jedes Wort vernehmbar werden ließ, war ein großer Vorzug. Dazu kam noch, daß die Gastin sich im ersten Akte durchaus nicht so wild und unweiblich geberdete, wie das leider meist geschieht, sondern sich weise zu mähen und bei allem Zorn und Hohn, bei aller Wucht der Leidenschaft doch zarte Blicke anzubringen wußte. Ihr stummes Spiel nach dem Trunk aus dem vermeintlichen Liebesbecher war der beste Beweis dafür, daß wir es hier mit einem seltenen Talent zu tun haben. Auch die Gartenszene und der Liebestod wurden darstellerisch vorzüglich ausgestaltet. Alles in allem eine Leistung, die an sich schon viel war und noch mehr zu verheißen scheint. Man darf also auf die zweite Gastrolle des Fr. Zoder (Donna Anna in „Don Juan“) um so mehr gespannt sein, als zu den stimmlichen und darstellerischen Vorzügen der Gastin sich noch der einer schönen Erscheinung gesellt.

Den Tristan sang und spielte Herr v. Barth ganz hervorragend. Neben ihm ragten die Herren Scheidemantel (Kurwenal) und Beron (Marke) hervor. Herr v. Schuch leitete die Aufführung mit dem Einfacheit ganzem Person und die Kgl. Kapelle spielte wunderbar. Ueber einige Mängel der Inszenierung und ihrer Abstellung werde ich mich demnächst einmal in einem besonderen Aufsatz äußern. F. A. Geißler.